

Peter Heesen

**Kongress:**

**Agenda: Salz der Erde  
- Wie die Kirche Gesellschaft mitgestaltet -**

**"Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit"**

**am 24. Oktober 2005  
in Köln**

Es gilt das gesprochene Wort.

Anrede!

Mit einer Eröffnungsansprache im Rahmen einer Pädagogischen Woche, wie sie im Erzbistum Köln Tradition hat, ist das so eine Sache, denn jeder von Ihnen hat unterschiedliche Erwartungen an den Redner.

Was da gedacht wird, lässt sich ungefähr so zusammenfassen:

- Die Rede muss sein, obgleich mancher darauf verzichten könnte.  
Sie muss Denkweite vermitteln, aber mit Sprachkürze.
- Sie muss Getragenheit verbreiten, ohne zu rühren.  
Sie muss in die Tiefe gehen, ohne zu moralisieren.
- Sie muss Einsichten darbieten, auch wenn diese keine Aussichten haben.

Ähnliches gilt für den Redner:

- Er muss zwar ein bisschen prominent sein, aber dennoch pflegeleicht.
- Er muss rhetorisch brilliant sein, darf sich aber nicht in Rhetorik erschöpfen.
- Er muss wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, obwohl das meist langweilt.
- Er muss ansprechend vortragen, ohne zu plaudern.
- Er muss Nachhaltiges vermitteln, das gleichwohl morgen schon vergessen sein darf.

Der Ruf zu einer Ansprache dieser Art ist folglich die Aufforderung an den Redner, mit brilliantem Witz Bedeutendes ungewaltig knapp darzubieten.

Einem so hohen wie auch vielfältigen Anspruch kann ich sicher nicht gerecht werden. Schrauben Sie also, meine Damen und Herren, Ihre Erwartungen zurück, um die Enttäuschung in Grenzen zu halten.

"Chancengleichheit und Bildungsgerechtigkeit" haben mir die Veranstalter als Thema mit auf den Weg gegeben. Da reizt es einen ehemaligen Pädagogen aus diesem Lande, den Blick zurück zu wenden und die Gräben **vergänger und stets noch latent vorhandener** Schulkriege in ihrer geschichtlichen Dimension zu beleuchten.

Aber: Machen wir nicht immer häufiger die traurige Erfahrung, dass Geschichte nicht mehr zählt? Der Blick zurück scheint nicht nur altmodisch zu sein, die Menschen verstehen die Beschäftigung mit Geschichte immer stärker als ein Hindernis, das Hier und Jetzt voll auszuleben. Nur das Hier und Jetzt steht im Mittelpunkt einer wachsenden Anzahl von Menschen:

Das Leben heute in vollen Zügen genießen, - denn man weiß ja nicht, was morgen ist, und eigentlich will man es auch gar nicht wissen.

Wo aber schon der Blick nach vorne, wo das hoffnungsvolle Erspüren der Zukunft und die Suche nach Möglichkeiten ihrer Mitgestaltung nicht mehr im Blickfeld stehen, erscheint auch die Rückschau in die Welt, aus der wir kommen, nicht mehr wichtig.

Dass Geschichtslosigkeit Wurzeln kappt, damit Bodenhaftung aufgibt, Fundamente zerstört, die einem Menschen Halt geben, wenn es ernst wird, steht nicht mehr im Mittelpunkt einer Freizeitgesellschaft, in der das Leben im Wesentlichen aus der Jagd nach Events besteht.

Wir könnten darüber mit leichter Verachtung hinweggehen und uns trösten, dass wir anders geprägt sind, hätten wir es nicht mit Schule zu tun, d.h. mit Einrichtungen, in denen die Weichen für die Gestaltung der Gesellschaft von morgen gestellt werden, also mit Einrichtungen, in denen die Zukunft geschmiedet wird.

Diese Sorge greift das Generalthema dieser Pädagogischen Woche auf: Wenn wir als Glieder der Kirche das Salz der Erde sind, dann liegt darin die Aufforderung, als Kirche die Gesellschaft aktiv mitzugestalten, geprägt von eigener Glaubenshoffnung, eingebettet in geschichtliche Dimensionen und ausgerichtet auf eine menschliche Welt, wie sie dem Willen des Schöpfers entspricht.

Denn wenn wir morgen in einer Gesellschaft leben wollen, die die Freiheit des Einzelnen achtet, die die Gleichheit aller vor dem Gesetz garantiert, für die Solidarität selbstverständlich ist und die christliche Nächstenliebe übt, dann ist es heute unsere Aufgabe, durch Bildung und Erziehung alles dafür zu tun, dass diese Ziele auch morgen noch im Mittelpunkt menschlicher Bemühungen stehen und wir uns Ihnen mehr und mehr nähern.

Wenn ich im Folgenden auf einen geschichtlichen Rückblick zu meinem Thema verzichte, dann dürfen Sie dabei versichert sein, dass gleichwohl die aus der Geschichte gewonnenen Erfahrungen dabei nicht verdrängt werden.

Auf einige rechtssystematische Klarstellungen kann ich indes nicht verzichten:

Gleichheit und Gerechtigkeit sind zwei Kernbegriffe aus der Rechtssystematik unseres Grundgesetzes. Während Gerechtigkeit bereits eine der Grundlagen für den Schutz der Menschenwürde gemäß Artikel 1 darstellt, wird in Artikel 3 die Gleichheit vor dem Gesetz definiert als eine Grundvorgabe zur Verhinderung von Benachteiligung.

Dabei sind die Felder von Gleichheit vor dem Gesetz abschließend aufgezählt: Geschlecht, Abstammung, Rasse, Sprache, Heimat und Herkunft, Glauben, religiöse oder politische Anschauung sowie Behinderung. Gleichheit vor dem Gesetz meint also nicht, dass alle Menschen gleich wären, sondern im Hinblick auf Gesetzgebung und Gesetzesausübung die gleichen Rechte und Ansprüche haben, d.h., - bezogen auf den gerade zitierten Rechtssetzungskatalog - keine Benachteiligungen erfahren dürfen.

Die Vorstellung dagegen, alle Menschen seien gleich, kennt unser Grundgesetz folglich nicht, weil es von Menschen gemacht worden ist, die um ihre Unterschiedlichkeit als Geschöpfe Gottes wussten. Gerade um der Wirklichkeit willen, nämlich der Lebensvielfalt auch grundrechtlich zu entsprechen, haben die Väter und Mütter unserer Verfassung im vorangehenden Freiheitsartikel, also in Artikel 2 des Grundgesetzes, ausdrücklich das Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit vorangestellt, natürlich nicht als unbegrenzte Freiheit, sondern in den Grenzen der Verfassung selbst sowie des Sittengesetzes, also eines allgemein gültigen Kodexes von für eine friedliche Koexistenz der Menschen notwendigen Verhaltensstrukturen.

Man könnte es auch griffiger formulieren: Die aktiv verstandene Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, das seine Grenzen findet an den Rechten des jeweils Anderen, ist sozusagen mit dem Verbot gesetzlicher Benachteiligung aufgrund von Gleichheit vor dem Gesetz abgesichert.

Für den Komplex von Bildung ist deshalb aus dem Grundgesetz eine Gleichheit der Bildungsergebnisse nicht ableitbar. Vielmehr nimmt die Verfassung des Landes Nordrhein-Westfalen in Art. 10 das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit in der Weise auf, dass es ein Schulwesen bestimmt, dass Anlagen und Neigungen der Kinder gerecht werden muss. Das heißt, es muss so gestaltet sein, dass es die freie Entfaltung der Persönlichkeit stützt und unterstützt.

Derselbe Artikel der NRW-Verfassung begründet dieses auch aus einem anderen Licht, wenn er festlegt, dass die Gliederung des Schulwesens durch die "Mannigfaltigkeit der Lebens- und Berufsaufgaben bestimmt" wird.

Differenzierte Anlagen und Befähigungen der Menschen korrespondieren nämlich mit der Vielfalt von Lebens- und Berufsaufgaben, die die Schöpfung bereitgestellt hat.

Es gibt keinen Zweifel, dass die Differenziertheit der Anlagen und Befähigungen der Menschen ebenso wie die Vielfalt der Lebens- und Berufsaufgaben ein Bildungssystem verlangen, dass sich durch breite Differenziertheit auszeichnet. Deshalb gehen gesellschaftspolitische Vorstellungen nach der Devise "Eine Schule für alle", wie oft sie auch vorgetragen werden mögen, einfach fehl, d.h. an der Differenziertheit menschlicher Beschaffenheiten **und** an den gesellschaftlichen Notwendigkeiten vorbei.

Andererseits steht zweifelsfrei fest, dass die notwendige Vielfalt innerhalb eines Schulwesens nicht bedeutet, dass eine vor Jahrzehnten einmal gesetzte Schulstruktur deshalb für alle Zeiten sakrosankt sein muss. Veränderungen bei den Lebens- und Berufsaufgaben zwingen ebenso zu Strukturanpassungen wie der Fortschritt der Erkenntnisse durch Wissenschaft und Forschung, aber auch gesellschaftliche Veränderungen, die die Qualität von Bildung gefährden können.

Die Qualität von Bildung nämlich muss im Mittelpunkt von Bildung stehen. Die Schulstrukturfrage ist dafür eine wichtige Voraussetzung, aber nicht das wesentlichste Element. Das belegen die international vergleichenden Qualitätsstudien eindrucksvoll; denn die Frage, ob ein Schulsystem bessere oder schlechtere Bildungsqualität hervorbringt, hängt nicht allein vom System ab, sondern auch von anderen, mindestens ebenso dominanten Faktoren.

Die frühere Bildungsministerin von NRW, Gabriele Behler, eine qualitätsbewusste Pragmatikerin, stellte denn auch in einem vielbeachteten Beitrag für die Wochenzeitung "Die Zeit" vor einigen Wochen fest: "Wir müssen in der Gesellschaft die Wertschätzung von Bildung und Leistung einfordern. [...] Nicht 'Fördern statt auslesen', sondern 'Fordern und Fördern' - nicht nur verbal, sondern durch hohe Leistungsanforderungen in Verbindung mit konsequenter Förderung und systematischer Überprüfung der Lernergebnisse durch Leistungsbewertung. [...] Oben auf die Prioritätenliste gehören die Verständigung über Bildungsinhalte und eine konsequente Leistungsorientierung sowie Möglichkeiten der Differenzierung nach Leistung und Neigung."

Die Ausrichtung an der Qualität der Bildungsergebnisse ist nämlich gerade das, was im Freiheitsartikel des Grundgesetzes als freie Entfaltung der Persönlichkeit gefordert wird: verantwortete Freiheit durch möglichst umfassende Bildung und Ausbildung. Bildung ist damit unzweifelhaft eine der Grundbedingungen, vielleicht sogar die wesentlichste, für die Wahrnehmung des Rechts auf Freiheit in Verantwortung.

Seien wir ehrlich: Qualität haben in beiden großen politischen Lager nicht immer in den Mittelpunkt der Bemühungen gestellt; wo die einen meinten, der bloße höhewertige Berechtigungsschein sei identisch mit mehr Qualität, glaubten die anderen, Qualität sei allein über die Schulstruktur schon gesichert. Viele Jahrzehnte wurden in den Schützengräben von Einheitsschule und Dreigliedrigkeit verbracht, Selektion von den Einen als Schimpfwort und Fördern von den anderen als Synonym für Gleichmacherei interpretiert.

Die einen warfen den anderen vor, bestehende Bildungsschranken durch elitäre Qualitätsvorstellungen bewahren und damit mehr Gleichheit verhindern zu wollen.

Die anderen erhoben den Vorwurf vom Ausverkauf der Qualität durch leistungsfeindliche Strukturen und gezielte Senkung des Anforderungsniveaus.

Dieser Streit war unfruchtbar. Denn über diesen Streit wurden die Beschäftigung mit den Inhalten von Unterricht und die Wege zur besseren Vermittlung in den Hintergrund gedrängt.

Erst die internationalen Leistungsvergleiche haben uns wachgerüttelt und die Erkenntnis gefördert, dass es falsch ist, den Weg der Niveausenkung zu beschreiten, um die Zahl der Schüler mit so genannten höheren Abschlüsse zu erhöhen.

Andererseits aber war und ist es richtig, mehr Bildungsreserven zu wecken, weil in unserer modernen Berufswelt vor allem das theoretische Anforderungsniveau stetig wächst, während die Zahl der Arbeitsplätze mit geringen Bildungsvoraussetzungen immer weiter sinkt.

Der rasche wissenschaftlich-technologische Fortschritt fordert immer höhere Ausbildungsstandards, damit junge Menschen den Aufgaben von Morgen gewachsen sind. Höhere Abschlüsse sind deshalb **für immer mehr junge** Menschen die *conditio sine qua non* für einen erfolgreichen Berufseinstieg.

Im Mittelpunkt unserer Überlegungen muss vielmehr die Frage stehen, wie man Unterricht verbessern, wie man Lernergebnisse steigern, wie man Qualität fördern kann!

Denn es ist nicht von der Hand zu weisen: Die Berechtigungsscheine, die wir vergeben, entsprechen nicht immer den tatsächlich entwickelten Befähigungen, und damit betrügen wir nicht nur die Abnehmer unserer Absolventen, sondern auch die jungen Menschen selbst.

Der Chor der Stimmen, die deshalb Hochschuleingangsprüfungen und das heißt: punktuelle Qualitätsnachweise fordern, wird deshalb immer lauter. Gerade noch hat die Hochschulrektorenkonferenz wieder festgestellt, das Abitur sei zwar eine notwendige, nicht aber mehr hinreichende Eingangsqualifikation zum Universitätsstudium.

Wir müssen also neue Anstrengungen unternehmen, und zwar in allen Bereichen.

Dazu gehört z.B die vorschulische Förderung der Kinder, denen die sprachlichen Voraussetzungen fehlen für eine erfolgreiche Teilnahme am Unterricht.

Dazu gehört die ausserunterrichtliche Betreuung von Kindern und Jugendlichen, deren Zuhause kein Heim darstellt, in dem sie sich wohlfühlen können

Dazu gehört die Förderung der besonderen Begabungen, ohne die wir wissenschaftliche und wirtschaftliche Erfolge nicht erringen und damit auch den Bestand unseres Sozialstaates nicht dauerhaft gewährleisten können.

Dazu gehört die Stärkung der Familie, damit Kinder in einem Umfeld aufwachsen, das den Erziehungsprozess verantwortungsbewusst wahrnimmt und die Kinder im Bildungsprozess hilfreich begleitet.

Dazu gehören auch Menschen und gesellschaftliche Gruppen, die wieder Ja sagen zu einer verantwortungsbewussten Erziehung und zugleich bereit sind, bei der Förderung von Schule und Bildung aktiv mitzumachen.

Dabei nenne ich ausdrücklich auch die Verantwortung der Kirchen für die Bildung der Jugend, zumal ich sicher bin, dass in einer Gesellschaft, in der durch fehlende Wertekultur auch Wertevermittlung verloren geht, gerade die Kirchen nach Johannes Paul II. und mit Benedikt XVI. die ganz große Chance haben, von den jungen Menschen gehört und verstanden zu werden.

Es ist mir deshalb ein besonderes Anliegen, gerade hier im Kölner Generalvikariat Ihnen, verehrter Herr Kardinal, sowie allen für die Arbeit im Erzbistum Verantwortlichen, die Arbeit in den Kindergärten und Schulen einerseits zu danken, andererseits aber auch ans Herz zu legen und dafür zu werben, als Träger von Erziehungs- und Bildungsarbeit der Verantwortung dafür nicht nachzulassen.

Ich muss dafür in diesem Kreise nicht die großartige Tradition bemühen, die die Kirche gerade in der Bildungsarbeit hat. Die oftmals von Kritikern gezeißelte Geschichte der Kirche zeigt nämlich auch ein umfassendes und für die Entwicklung der Geistesgeschichte geradezu konstitutives Engagement der Kirche in Sachen Bildung.

Aber auch in der Gegenwart ist dieses Engagement weiter notwendig: Wer das Wort nicht lesen und verstehen kann, der tut sich **auch schwer, wenn es** um das Wort Gottes geht.

Und wer nicht angehalten wird, das Wort auch zu hören, der hört auch den Ruf der Kirche nicht.

Gerade aber in unserer Welt, in der sich Menschen und vor allem Kinder und Jugendliche immer mehr allein gelassen fühlen, den wachsenden Verführungen ohne wirkliche Beratung ausgesetzt sind und dadurch die Verwahrlosung junger Menschen immer zunimmt, ist es wichtig, frühzeitige Bindungen zu möglichst vielen jungen Menschen zu schaffen und über diese Bindungen gesellschaftliche Werte und den Glauben an den Schöpfergott als Rückhalt zu vermitteln.

Denn die Schule als allein staatliche Einrichtung schafft es nicht, diesen Entfremdungen entgegenzuwirken. Falsch verstandenes Neutralitätsgebot und Zeitgeist stehen immer öfter dem konkreten Zeugnis für den Glauben entgegen. Kirchliche Bildungseinrichtungen sind deshalb wichtiger denn je, und was unser Grundgesetz im Artikel 7 Abs. 4 und 5 an Grundrechten für ein privates Schulwesen festschreibt, sollte klugerweise auch mit Leben erfüllt bleiben, damit niemand auf die Idee kommt, diese Grundrechte mangels Bedarfs abzuschaffen.

Ich weiß dabei um die Finanzierungsproblematik, und ich weiß auch um den Missbrauch, der

z.B. darin besteht, dass sich der berufstätige Elternteil aus der Kirche abmeldet, um keine Kirchensteuer mehr zahlen zu müssen, während die Familie weiter die Angebote der Kirche wahrnimmt. Das alles gehört offen und gewissenhaft, d.h. an das Gewissen gerichtet, angesprochen. Aber es darf uns in Kirche nicht davon abhalten, als Salz der Erde diese Gesellschaft aktiv mitzugestalten.

Die Kirchen werden mehr denn je gebraucht. Wir müssen uns einfach mehr und öfter zutrauen, dass wir helfen können.

Denn unsere eventgeprägte Freizeitgesellschaft führt in die Orientierungslosigkeit. Für die jungen Menschen, die uns anvertraut sind, gibt es aber nichts schlimmer als Orientierungslosigkeit. Fassungslos haben wir im letzten Jahr von jenem Realschüler in Coburg gelesen, der auf seine Lehrerinnen geschossen hat.

Noch immer gelähmt sind unsere Kolleginnen und Kollegen in Erfurt, die Zeuge jenes Amoklaufes eines orientierungslosen ehemaligen Schülers waren und die auch Opfer hätten sein können.

Die Zahl dieser schlagzeilenträchtigen Beispiele, die sich neuerdings häufen, weil die Welt voller Nachahmer ist, ließe sich verlängern, - übrigens auch um jene Alltagserfahrungen von Unordnung und Gewalt, die die Schule bereits als Routine betrachtet.

Hinter dieser Entwicklung, die das Lernen erschwert und Schule in der Verfolgung von Erziehungszielen und Wissensvermittlung zurückwirft, steht eine Gesellschaftsveränderung gravierenden Ausmaßes:

- Da sind die Veränderungen in der Familie:  
Wo immer mehr Eltern gemeinsam berufstätig sein müssen, verliert die Beschäftigung mit dem Kind an zeitlicher Intensität.

Alleinerziehende, in der Regel sind es Mütter, haben es bei allem Engagement immer schwerer, ihrem Kind Zeit zuzuwenden.

Alkoholismus und Drogenkonsum sind auch in Elternkreisen immer häufiger anzutreffen.

Und die Ein-Kind-Familie verführt oft dazu, das eine Kind getreu dem Wahlspruch "Mein Kind, das Kunstwerk" zu vergöttern, statt es zu erziehen.

Gerade als Verfechter des elterlichen Erziehungsauftrags als

Erziehungspflicht sage ich aber auch: Wo die Eltern es nicht können, müssen wir helfen. Deshalb sind Ganztagsangebote für manche Kinder einfach nicht mehr wegzudenken, - in allen Alterskategorien.

- Da ist eine Medienwelt, die mit einer durchschnittlichen Konsumzeit der Kinder von 28 Zeitstunden pro Woche - so die vorletzte Shell-Studie - mehr als eine schleichende Miterzieherin geworden ist.

Auch sie leistet ihren Beitrag zu einer wachsenden Unordnung, denn die

Angebote des Fernsehens und der Videos spielen meist ungefiltert eine Welt der Grausamkeit und der Verbrechen vor, die für viele Kinder, weil unverarbeitet, schon in frühem Alter zu einer einseitigen Wirklichkeit wird, die Handlungsweisen verändert.

Und am Ende führt alles, was dort gezeigt wird, bei noch unreifen Menschen in die nackte Angst.

Als Erwachsene sollten wir wissen: Angst macht unberechenbar. Und die Pflege der Ängste ist keine Lösung, denn Angst hält uns nicht von Sterben, wohl aber vom Leben ab.

**Gegenüber angstvollen jungen Menschen aber kann** Schule durch Bildung weder zu Rationalität noch zu Verantwortung führen, weil ohne Vertrauen in die Menschen und damit in die Institution Schule Glaubwürdigkeit und Akzeptanz nicht erreichbar sind.

Wir müssen etwas gegen diese Angst setzen. Von der polnischen Naturwissenschaftlerin Marie Curie stammt die Erkenntnis: „Was man zu verstehen gelernt hat, fürchtet man nicht mehr“.

Gute Schule machen heißt also: Das Verstehenlernen systematisch organisieren und beim Verstehenlernen individuell helfen. Und das gilt gegenüber Sachverhalten ebenso wie gegenüber Menschen.

Dafür aber brauchen wir wieder ein Klima der konstruktiven Unterstützung, und zwar durch eine breitere Erziehungsanstrengung in den Elternhäusern ebenso wie durch eine wirkliche positive Anteilnahme aller gesellschaftlichen Gruppen an der schulischen Bildungsarbeit.

Man kann es auch provokativer formulieren:  
An die Stelle der Spaßgesellschaft muss, wenn wir unsere Gewaltprobleme wie auch unsere Qualitätsprobleme lösen wollen, die Bildungs- und Erziehungsgesellschaft treten.

Und weil da alle verantwortungsbewussten Kräfte der Gesellschaft mitmachen müssen, deshalb können wir uns ideologischen Streit nicht länger leisten.

Die Kommunalpolitiker unter Ihnen wissen: Zu den schwierigsten Aufgaben Entscheidungen gehört das Verlegen eines Friedhofs, denn es fehlt dabei regelmäßig an der Mitarbeit von unten.

Bitte verzeihen Sie mir diesen Sarkasmus. Ich wage diese drastische Formulierung nur deshalb, weil ich aus Erfahrung weiß, dass alle Bemühungen von Lehrkräften zum Scheitern verurteilt sind, wenn es in der Schule an der Mitwirkung von unten, also am unterrichtlichen Engagement der Schülerinnen und Schüler fehlt.



Ogleich jeder darum weiß, wird das Thema oft tabuisiert bzw. in den Verantwortungsbereich der Lehrkräfte geschoben, - d.h. deren Animations- und Unterhaltungskünste werden dafür verantwortlich gemacht, ob Schüler erfolgreich sind oder nicht.

Wer von unserer Berufsgruppe so etwas erwartet, übersieht, dass die Gottschalks und Schmidts dieser Welt dünn gesät sind; deshalb werden die wenigen Unterhaltungskünstler im Show-Business auch ganz anders honoriert als die Lehrerschaft.

Wir, liebe Kolleginnen und Kollegen, müssen mit der Realität leben, dass gute Erziehung und Bildungsqualität ohne Unterhaltungsshows erreicht werden müssen.

Aber wir haben andere Mittel der Überzeugung:

Da ist unser großes und breites Fachwissen, das gepaart mit unserer Lebenserfahrung eine ganz solide Basis ist, jungen Menschen Welt zu vermitteln.

Da sind unsere breiten methodisch-didaktischen Kenntnisse, die manche leider allzu selten in der vorhandenen Fülle einsetzen, damit junge Menschen von den Gegenständen des Unterrichts affiziert werden.

Da ist aber auch die Möglichkeit, junge Menschen durch Vorbild ohne Worte zu beeindrucken und zur Nachahmung anzuregen.

Viele in unserer Gesellschaft glauben ja nur, es gäbe keine Vorbilder mehr, weil uns gute Vorbilder abhanden gekommen sind.

Aber seien wir uns bewusst: Jeder von uns ist immer auch ein Vorbild für diesen oder jenen jungen Menschen, also kann er auch ein negatives sein.

Es besorgt mich, dass gerade der Lehrerberuf in unserer Gesellschaft nicht mehr zu den angesehenen zählt, - nicht aus berufspolitischer Eitelkeit, sondern erstens - ganz pragmatisch -, weil Berufe, die in der Gesellschaft geschätzt sind, auch keine Nachwuchssorgen haben, die sich bei uns schon wieder breitmachen.

Zweitens - und das ist wichtiger - dokumentiert eine Gesellschaft, die ihre Lehrer nicht schätzt, wie wenig ihr die Zukunft der jungen Generation am Herzen liegt. Denn in der Schule liegt der Schlüssel für eine gute Zukunft.

Warum aber werden wir Lehrerinnen und Lehrer nicht mehr geschätzt? Warum rangieren wir in der Beliebtheitsskala der letzten Jahrzehnte auf hinteren Plätzen, gerade noch vor den Politikern?

Die Beantwortung dieser Frage sollte bei uns selbst beginnen. Fragen wir uns nicht zu selten, was wir tagtäglich unbewusst dazu beitragen, um dieses negative Ansehen der Lehrerschaft zu festigen?

Sind wir noch die durchgängig freundlichen und dennoch gradlinigen Vorbilder für unsere Kinder, die wenigstens Respekt von Schülerinnen und Schülern und auch von Eltern erfahren?

Sind wir noch jene Menschen, die ihre Mitmenschen lieben und dieses auch zeigen?

Sind wir noch eine Berufsgruppe, für die der Beruf Lebenserfüllung und nicht bloßer Job ist?

Gewiss: Die Belastungen sind gewaltig gestiegen, und die Arbeitszeit auch. Das Verständnis für uns bei denen, die Schule und Bildung bezahlen müssen, nimmt dagegen ab. Das verbittert in unseren Reihen viele und führt sie in die innere Emigration. Von dort aber gibt es kein Entrinnen, es sei denn, man kämpft dagegen an, - nicht allein, sondern zusammen mit denen, die willig sind. Denn dieser Zustand ist ja nicht gottgegeben.

Von der finnischen Gesellschaft wissen wir, wie hoch dort Lehrer eingeschätzt werden und wie bereitwillig Schule von der Gesellschaft unterstützt wird.

Um einen solchen Zustand wieder zu erreichen, müssen wir einerseits die Öffentlichkeit ohne jedes Pathos über die wirklichen Belastungen aufklären. Wir lassen übrigens dazu derzeit vom Psychologischen Institut der Universität Potsdam unter Leitung von Prof. Schaarschmidt eine Studie erarbeiten, die die Ursachen von Lehrerstress und die Erarbeitung von Lösungen des Problems zum Gegenstand hat.

Aber wir müssen uns vor uns selbst auch ehrlich eingestehen, dass manches von dem, was wir tun, und manches von dem, was wir unterlassen, die eigenen psychischen Belastungen im Berufsalltag eher noch vermehrt.

Überfordern wir uns nicht auch dadurch, dass wir unsere Erwartungshaltungen allein an früheren Berufserfahrungen festmachen?

Bleiben wir nicht selbst oft an der Oberfläche, wenn wir dem Event-Alltag auch in der Schule entsprechen, um vermeintlich gute Stimmung zu erzeugen?

Kommt nicht in all dem, was die Gesellschaft und wir selbst in Schule hineinragen, nicht das Kind selbst zu kurz?

Vertun wir nicht oft auch dadurch die Chance des wirklichen Vertrauensgewinns, dass wir das Forderungsraster vergrößern, anstatt mit mehr individueller Förderung Erfolge zu erzielen?

Laden wir uns nicht manches Mal Aufgaben auf, auf die auch verzichtet werden könnte, um uns eine kleine heile Welt zu schaffen, die uns doch nicht hilft?

Haben wir noch genügend Gottvertrauen in einem Formungsprozess von Menschen, bei dem uns ja nur menschliches Handwerk zur Verfügung steht?

Diese Fragen sind keineswegs Vorwürfe, sondern dienen dazu, sich immer wieder des eigenen Tuns und dessen Bedeutung für unsere Profession zu besinnen, aber auch einem falsch verstandenen Perfektionismus entgegenzuwirken. 14

Meine eigene Berufserfahrung hat mir gezeigt: Mit weniger Resignation und mehr Konzentration auf das Wesentliche unseres Berufes, mit mehr fördernder Zugewandtheit den Kindern gegenüber, verbessern wir nicht nur die Bildungsergebnisse, sondern auch unser Ansehen und schaffen uns zugleich Erleichterung oder gar Zufriedenheit in der Berufsausübung, weil die Zustimmung zu unserem Tun wächst.

Merken wir uns immer eines:  
Lehrer, die die Köpfe hängen lassen, können nicht in die Augen ihrer Schüler schauen.

Pessimismus ist keine Lösung. Wir müssen wieder zu unserer Arbeit stehen, wieder lernen, an uns und unser Wirken zu glauben, uns bewusst werden, dass wir es sind, die wesentlich bestimmen, wie unsere Gesellschaft morgen gestaltet sein wird, und dass dieses eine wunderbare Aufgabe ist.

Denn das ist doch eine der größten Herausforderungen, die die Berufswelt zu bieten hat: Menschen formen durch Erziehung, Bildung, Ausbildung.

Der bedeutende preußische Architekt Karl-Friedrich Schinkel hat in einem seiner grundlegenden Werke einmal geschrieben:

„Überall ist man nur lebendig, wo man Neues schafft.“

Dieser zwar auf die bildende Kunst bezogene Satz charakterisiert, so meine ich, ebenso treffend die Herausforderungen bei der Menschenbildung, was ja die Kernaufgabe von Schule ist.

Bilden heißt: In jedem Menschen Neues schaffen, den Menschen durch Gestaltung zur Gestalt formen, dabei Individualität wachsen lassen, Kreativität freisetzen und die gemeinsamen Werte dieser Gesellschaft sowie das Verhältnis von Schöpfer und Geschöpf verinnerlichen.

Um es etwas plastischer auszudrücken:

Bildung ist nicht das Anfüllen eines Eimers.

Bildung ist das Entfachen eines Feuers -

eines Feuers, das nur brennt, wenn es auch beständig genährt wird, - mit Brennmaterial und mit Sauerstoff.

Denn zu den groben Missverständnissen gehört der oft zitierte Satz, man müsse nicht alles wissen, man müsse nur wissen, wo alles steht.

- Nein, so ist das nicht, liebe Internet-Surfer-Gemeinde!

Jeder von uns braucht ein hohes Maß an unmittelbarem persönlichen Wissen, denn ohne Wissen gibt es kein Forschen nach neuem Wissen! Ohne Wissen gibt es keinen Ansatz für die richtigen Fragestellungen nach Neuem. Und das ist eine ständige Lebensaufgabe und zugleich die einzige Grundlage für dauerhaften Erfolg.

Der Dramatiker Gerhard Hauptmann hat einmal gesagt:

„Sobald jemand in einer Sache Meister geworden ist, sollte er in einer neuen Sache Schüler werden.“

Das ist der Schlüssel erfolgreicher Bildungsarbeit: Wissen, Kenntnisse und Einsichten so vermitteln, dass der Hunger der Menschen, jung und alt, nach neuem Wissen, nach neuen Kenntnissen und nach besseren Einsichten immer wieder neu entsteht und fortlebt.

Unser erstes Erziehungsziel dabei muss es sein, Wissen, vorhandenes wie neues, so einzusetzen, dass der Menschheit damit gedient wird.

**Den Menschen dienen wir aber nur,  
wenn wir auf dem Boden der Humanität bleiben,  
wenn wir uns für das Leben und das Wohl anderer einsetzen,  
wenn wir als Geschöpfe das bewahren, was uns vom Schöpfer anvertraut ist.**

**Diese Ziele sind zeitlos und damit** für Schule dauerhaft gültig. Sie bilden die Grundlage aller schulischen Arbeit.

In der Vermittlung dieser Ziele müssen wir unseren Schülerinnen und Schülern eine Sorge nehmen und zugleich ein Vorurteil der Gesellschaft zurückweisen:

Schule will weder durch Bildung und Erziehung alle gleich machen noch die jungen Menschen nach Kategorien wie gut und schlecht aussortieren.

Von Jean Paul stammt der Ausspruch:

"Unter den Menschen und den Borsdorfer Äpfeln sind nicht die glatten die besten, sondern die rauhen mit einigen Warzen."

**Seien wir uns bewusst: Der Pfau verdankt seine Existenz nicht der natürlichen Auslese; es gibt ihn, weil Gott einen Blick für Schönheit hat. Und es gibt daneben ganz unbekümmert das Nilpferd, weil Gott auch Sinn für Humor hat.**

**Ist es nicht schön, dass es solche Unterschiede gibt! Betrachten wir dieses doch als ein Geschenk und nicht als eine Last!**

**Ich trage seit meinen jungen Lehrertagen stets ein hilfreiches Gebet von Thomas Morus mit mir, das mir auch in anderer Tätigkeit oft den Weg gewiesen hat:**

**„Herr, gib mir die Kraft, das Wichtige zu tun.  
Gib mir den Mut, das Unwichtige zu lassen.  
Und gib mir die Weisheit, beides zu unterscheiden.“**

**Mir hat dieses Gebet - auch außerhalb des Berufes Lehrer - immer geholfen. Es gibt mir Kraft.**

**Ich wünsche Ihnen die Kraft, in Ihrem Beruf Salz der Erde sein zu können.**